

Morgen

«Der Feminismus muss immer wieder von vorne anfangen»

Interview mit Karina Korecky, Politikwissenschaftlerin

Feminist_innen erleben bis heute, dass ihre Analysen und politischen Bewegungen immer wieder von der Bildfläche verschwinden. Viele haben deshalb das Gefühl, sie würden immer wieder von vorne beginnen, als wäre jede von ihnen ein Robinson Crusoe auf einer abgelegenen Insel – genötigt, die Zivilisation noch einmal zu erschaffen. Im Unterschied zu männlichen Denkern war es weiblichen Denkerinnen historisch nicht möglich, sich auf einen Kanon zu berufen. Sie konnten sich nicht «auf die Schultern von Riesen» (Gerda Lerner) stellen und ihre Erkenntnisse als Beiträge zu einem fortschreitenden «Erbe» verstehen. Deshalb mussten nachfolgende Generationen immer wieder die Schritte gehen, die andere vor ihnen bereits gegangen waren.

Franziska Schutzbach vom Zentrum Gender Studies Basel hat mit der Politikwissenschaftlerin Karina Korecky über das Frauenstimmrecht, feministische Wiederholungszwänge und Geschichtsmächtigkeit gesprochen.

Franziska Schutzbach: In Basel feiern wir in diesem Jahr «50 Jahre Frauenstimmrecht». Obwohl das noch nicht lange her ist, empfinden es jüngere Frauen bereits als selbstverständlich, wählen zu dürfen. Sie beschäftigen sich mit dem Verhältnis von Feminismus und Geschichte. Warum fühlt es sich für uns so an, als ob die Einführung des Frauenstimmrechts ein vollkommen anderes Zeitalter beträfe? Als ob diese Kämpfe wenig mit uns, unserem Leben heute zu tun hätten?

Karina Korecky: Die Kämpfe um das Frauenwahlrecht sind, denke ich, abwesend und anwesend zugleich. Anwesend, d. h. Gegenstand unserer Erinnerung, sind sie zum Beispiel in eurer Jubiläumsfeier, nach der es kein Bedürfnis geben würde, wenn die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse tatsächlich rein gar nichts mehr mit dem Kampf um das Frauenstimmrecht zu tun hätten. Abwesend, einem anderen Zeitalter angehörig, erscheinen sie deswegen, weil die Verweigerung des Wahlrechts immer schon unlogisch, absurd war, seine Erringung längst überfällig. Der Eindruck der Selbstverständlichkeit kommt nicht deswegen zustande, weil nun 50 Jahre vergangen sind, sondern weil die Frauen immer schon hätten wählen können. Die Selbstverständlichkeit des Frauenwahlrechts ist zeitlos.

Auf nationaler Ebene wurde das Frauenstimmrecht in der Schweiz noch später eingeführt. Es gibt unterschiedliche Theorien darüber, warum das so ist. Jedenfalls sind die Frauen damals mit der Skandalisierung aufgetreten, wie es denn unter den historischen Bedingungen noch sein kann, dass ein Teil der Bevölkerung immer noch nicht mitreden darf. Dieses «immer noch» begleitet uns ja auch in heutigen feministischen Kämpfen. Womit hat das zu tun?

Als das erste Mal in der Geschichte der Gedanke des Wählens entstand, die Idee universeller Gleichheit aller vor dem Recht, das Subjekt-Objekt des Rechts, war das ein Versprechen, das

niemanden «explizit» ausschloss. Wenn man sowohl die Debatten zur Zeit der Französischen Revolution als auch die aufklärerischen Rechtstheoretiker des späten 18. Jahrhunderts liest, merkt man, dass das Frauenwahlrecht ganz selbstverständlich auf der Tagesordnung stand. Eine Ablehnung konnte sich auf kein inner-rechtliches, kein philosophisch-logisches Prinzip berufen, sie war unlogisch, nichtsdestotrotz hartnäckig. Das war den Zeitgenoss_innen bewusst. John Stuart Mill erklärte 1851, dass die Gleichheit der Geschlechter vor dem Gesetz von «Brauch», «Vorurteil» und «Gewohnheit» verhindert werde, von einer Art archaischem «Gesetz des Schwertes». Die Stellung der Frau schien also bereits vor 200 Jahren mittelalterlich. Anstatt diese Sichtweise zu teilen und daran zu arbeiten, dass Aufklärung und Zivilisation endlich ihr Versprechen einlösen, sollte man, denke ich, eine andere Perspektive einnehmen und fragen: Wie entsteht das, was wie eine mittelalterliche Gewohnheit erscheint, permanent neu inmitten der Rechtsgleichheit? Diese Frage ist nicht neu, aber sie illustriert, wie die «immer-noch»-Sätze zustande kommen: Wir klagen permanent Möglichkeiten ein, die immer schon – sofern sich das auf die ewig scheinende bürgerliche Gesellschaft bezieht – vorhanden waren. Dasselbe gesellschaftliche Verhältnis, das die Möglichkeit der Gleichheit eröffnet, produziert auch die Ungleichheit und zwingt uns die Wiederholung auf.

Man muss der Vorstellung von Fortschritt also das Wissen um den Wiederholungszwang entgegenhalten?

Wenn wir die erzwungenen Wiederholungen nicht berücksichtigen, kommen wir aus dem Staunen nicht heraus und kultivieren die empörte Haltung, dass «heutzutage so etwas» (Diskriminierung, Sexismus, Gewalt gegen Frauen, Schwule, Transgenderpersonen) immer noch möglich ist. Ich habe nichts gegen die Empörung, ganz im Gegenteil, aber ich möchte verstehen, wie die vermeintlichen barbarischen «Reste» mitten im schönsten Fortschritt stets aufs Neue auftauchen, sich als konstitutives gesellschaftliches Verhältnis reproduzieren.

Feministische Forderungen treten manchmal mit dem Gestus an, als hätte sich davor niemand mit einem Thema befasst. Ältere Feministinnen regen sich dann auf: Aber das haben wir doch damals alles schon durchdacht!

Zum einen hat sich offenbar niemand so damit befasst, dass die Gründe für eine erneute Beschäftigung verschwunden wären. Die Geschlechterdifferenz ist ja noch da. Das Problem entsteht, denke ich, dort, wo die Protagonistinnen nichts von den Wiederholungen wissen wollen und der Versuchung einer strahlend neuen Forderung oder Theorie nachgeben: Als müsste nur die richtige gefunden werden, um endlich voran zu kommen. Hinzu kommt, dass frau weder im akademischen noch im politischen Feld mit etwas ankommen darf, das es schon einmal gab, möglicherweise sogar erfolglos schon einmal gab. Die Aufregung der älteren Feministinnen, die Sie zitieren, verstehe ich gut, vor allem wenn die jungen ganz kalkuliert so tun, als wären sie die ersten.

Wie sind sie auf das Thema der Wiederholung gestossen?

Mir fiel irgendwann die Ähnlichkeit zwischen den Texten der Frauen im 18. Jahrhundert und den heutigen auf – trotz der grossen Errungenschaften, die seitdem erkämpft wurden, wie beispielsweise das Wahlrecht, trotz der gesellschaftlichen Veränderungen, trotz des unterschiedlichen sprachlichen Stils. Ich kam zu dem Schluss: Solange sich die Geschlechterdifferenz, durch alle Dialektik der Aufklärung hindurch, reproduziert, immer

wieder neu herstellt, ist auch die feministische Kritik gezwungen, sich immer wieder aufs Neue zu positionieren. Wir wiederholen uns. In Abwandlung eines bekannten Zitats der Wertkritikerin Roswitha Scholz kann man über den Grund dafür vielleicht sagen: «Der Weltgeist ist der Mann». Eigentlich beschäftigt mich also mehr die Geschichtslosigkeit als die Geschichtsschreibung. Es geht mir nicht darum, ein neues Geschichts-Konzept zu entwerfen. Ich frage nicht: Wie bauen wir uns Geschichte so, dass wir vorkommen? Ich frage: Warum fallen wir heraus? Deswegen denke ich, dass es nicht nur darum gehen kann, Frauen und Frauengeschichte in das akademische Fachgebiet hinein zu reklamieren, auch wenn das wichtig ist.

Warum fallen wir heraus?

Dieser Mangel einer tradierten Geschichte oder einer Art Schulbildung der feministischen Theorie – im Sinne von «Denkschulen» – wie es sie etwa im Marxismus gibt, liegt am Geschlechterverhältnis, dem Gegenstand des Feminismus. Justin Monday hat dazu beobachtet, dass im Feminismus der souverän verfügende und damit patriarchale Blick auf die Geschichte – auch auf die eigene – weder gewollt noch möglich zu sein scheint. Das hängt damit zusammen, dass es im Feminismus, von Simone de Beauvoir bis Butler, vom Affidamento der Mailänderinnen bis zur Dekonstruktion der Heteronormativität, immer wesentlich um eine Sache geht: Sich selbst und anderen zu beweisen, «dass frau überhaupt kann», d.h. auch: geschichtsmächtig ist. Und weil dieser Beweis nie ein für alle Mal erbracht werden kann, permanent neue Zweifel an der Subjekt-Qualität der Frauen auftauchen, fängt alles immer wieder von vorne an.

Aber es gibt sie doch, die Frauenforschung, feministische Geschichte, Archive und Bibliotheken, da steht doch überall geschrieben, dass Frauen auch Subjekte sind?

Es gibt auch eine weibliche Bundeskanzlerin Deutschlands und man könnte meinen, das sei Beweis genug, dass Frauen können. Aber scheinbar lässt sich die Gegenseite davon nicht nachhaltig beeindrucken. Und offenbar haben die Frauen selbst nicht den Eindruck, dass die feministischen Ziele erreicht worden sind, die Kritik erfolgreich war, die Geschlechterdifferenz ein Ende gefunden hat.

Fängt jede einzelne Frau immer wieder von vorne an, weil sie erst mal darum kämpfen muss, überhaupt ein Subjekt zu sein?

Ja, genauso verstehe ich das. Die Geschichtslosigkeit hängt eng mit dem mangelnden Subjektstatus der Frauen zusammen, denn wer sich nicht selbst bemeistern darf, kann auch die eigene Geschichte nicht bestimmen. Weiblichkeit hat ja keine Geschichte, sondern gilt als ewig, als immer schon dagewesen. Man muss nur an den Keulen-schwingenden Steinzeitmann und die Kräuter-sammelnde Steinzeitfrau denken: Es ist sozusagen kein raumzeitlicher Moment auszumachen, an dem das Geschlechterverhältnis beginnt, es wirkt als wäre es immer schon geschehen. Qua dieser zugeschriebenen Teilhabe an der vermeintlichen Ewigkeit haben Frauen keine eigene Geschichte bzw. kämpfen mit diesem Umstand. Die Aufgabe der Weiblichkeit ist die Ermöglichung der Geschichte, der Geschichte anderer, als unsichtbare Voraussetzung.

Es kann also keine Geschichtsmächtigkeit und folglich keine Geschichtsschreibung geben, weil Frauen diesen «unsichtbaren» Part zugewiesen bekommen, und weil Feminismus

deshalb seit jeher darauf beruht, den Beweis des Subjekt-Status erneut zu erbringen, und jede Generation und jede einzelne Frau* ihn wieder neu erbringen muss?

Ja, das ist das eine. Das andere ist meines Erachtens, dass es schwer ist, ein Gefühl einer gemeinsamen Geschichte zu entwickeln. Denn die Gemeinsamkeit «Geschlecht» ist äusserlich, aufgezwungen. Sie ist nicht selbst gewählt, kein Ausdruck von Souveränität. Zudem haben bereits vor vielen Jahrzehnten etwa schwarze Feministinnen kritisch darauf hingewiesen, dass das Subjekt des Feminismus dazu tendierte weiss zu sein, Differenzen einzuebnen. Seit Butler hat sich dieses Bewegungssubjekt ganz erledigt, das «wir» ist vollends problematisch geworden.

Walter Benjamin war der Überzeugung, man müsse den Wind der Weltgeschichte endlich ohne Erlösungspathos in die Segel lassen. Er plädierte dafür, die Kraft der historischen Augenblicke, der «kleinen Sprünge», des Ausnahmezustands zu nutzen. Sollten wir mehr die Hoffnung in den Moment, als in die Erlösung legen?

Die Rede vom Moment statt der fernen Erlösung (wobei ich denke, dass man die nicht aufgeben kann), erinnert mich an einen Satz Horkheimers: Für den Revolutionär war die Welt immer schon reif. Die Zeit wird nicht kommen, sie ist bereits da. Wenn man Benjamin auf diese Weise versteht, kritisch gegenüber dem Warten aufs ausserweltliche Paradies, kann ich etwas damit anfangen. Nicht gemeint hatte er hingegen, da bin ich mir sicher, etwas in die Richtung von «lieber die kleinen Dinge des Lebens als die grosse Umwälzung», Trostpreis Eigenheim sozusagen.

Was ist feministisches Bewusstsein? Und warum haben es die einen und die anderen überhaupt nicht?

Von feministischem Bewusstsein würde ich dann sprechen, wenn der erste Impuls der Auflehnung befragt und verallgemeinert wird, über spontanes Einverständnis und Wiedererkennen hinausgeht. Warum die eine so etwas entwickelt, die andere nicht, weiss ich nicht. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass sich so eine Art rudimentärer Einigkeit unter Frauen schnell herstellt, aber sich zu erlauben die Wut in Denken, Kritik und politische Handlung zu verwandeln, ist nicht einfach.

Warum entwickelt sich feministisches Bewusstsein so langsam? Gerda Lerner hat ja die These vertreten, es habe vor allem mit dem mangelnden Zugang zu Bildung zu tun und der Vorherrschaft patriarchaler Wissenssysteme.

Ich weiss ehrlich gesagt nicht, was ein patriarchales Wissenssystem ist. «Mangelnder Zugang zu Bildung» ist mir zu floskelhaft, diese Phrase wird ja für alles und jedes herangezogen, verdeckt mehr als sie erklärt. Man muss nur daran denken, dass etwa zur Zeit der Aufklärung sehr wohl Mädchenbildung gefordert und gefördert wurde. Nicht in der Aneignung des Wissens liegt meiner Ansicht nach die Geschlechterdifferenz, sondern in der Frage, was mit diesem Wissen anzufangen sei. Viele Mädchen bekamen Unterricht in Biologie, aber welche durfte Bergbau oder Forstwirtschaft betreiben? Natur studieren ja, Naturbeherrschung nein.

Warum wird feministisches Bewusstsein nicht oder sehr selten von Mütter an Töchter weiter gegeben?

Ich denke, wenn Bewusstsein das Resultat eigener Auseinandersetzung ist, dann kann es nicht weitergegeben werden wie ein dinghafter Gegenstand. Was Mütter wahrscheinlich

können, ist die Bedingungen der eigenen Erfahrungen ihrer Töchter gestalten, aber selbst da werden äussere, zufällige, insofern gesellschaftliche Umstände mehr Einfluss haben. Vielleicht stimmt es – ich erinnere mich an Simone de Beauvoirs vernichtendes Urteil über Mütter als Agentinnen des Patriarchats gegenüber den eigenen Töchtern – dass Mütter viel Grosszügigkeit brauchen, um den Töchtern den Feminismus zu erlauben: die Ablehnung der Geschlechterrollen, Frustration, kämpferische Impulse, intellektuelle Übungen.

Existiert der Mangel an Geschichte nur bei «Frauenfragen» oder auch bei anderen «Minderheiten»?

Bei all jenen, die Objekte der Geschichte sind, deren Subjektstatus in Zweifel gezogen wird, die um Selbstbestimmung ringen. Dann fangen aber bereits die Unterschiede an, denn die gesellschaftliche Rolle von Frauen ist eine andere, als es, ich bleibe bei meinem Beispiel des Zeitraumes der Aufklärung, die von freigelassenen Sklaven war, von sogenannten «Wilden» oder von Juden. Von einer Zusammenfassung in die Kategorie «die Anderen» halte ich nicht viel, man muss vielmehr fragen, wie diese Zusammenfassung zustande gekommen ist.

Karina Korecky ist feministische Politikwissenschaftlerin und promoviert zu «Naturbegriff und politische Ordnung bei Rousseau» an der Universität Hamburg.